

Dieter Langewiesche

Forschen bildet

Rektoren erklären das deutsche Universitätsmodell
Deutschland, Schweiz, Österreich



Schriftenreihe
der Historischen Kommission bei der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Band 116

Dieter Langewiesche: Forschen bildet

Dieter Langewiesche

Forschen bildet

Rektoren erklären das deutsche Universitätsmodell
Deutschland, Schweiz, Österreich

Vandenhoeck & Ruprecht

Die Schriftenreihe wird herausgegeben
vom Sekretär der Historischen Kommission:
Bernhard Löffler

Gedruckt mit Unterstützung der Franz Schnabel Stiftung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2025 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe

(Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)

Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht,
Böhlau und V&R unipress.

Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den durch diese Lizenz erlaubten Fällen
bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Rektoratsübergabe an den Altphilologen Albert Rehm
in der Großen Aula der Universität München am 29. November 1930.

Foto: Universitätsarchiv München (UAM), D-II-32, Bd. 10.

Satz: textformart, Daniela Weiland, Göttingen
Umschlaggestaltung: SchwabScantechnik, Göttingen
Druck und Bindung: ☺ Hubert & Co, Ergolding
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com
E-Mail: info@v-r.de

ISSN 0568-4323 (print) | ISSN 2197-4721 (digital)
ISBN 978-3-525-30350-4 (print)
ISBN 978-3-647-30350-5 (digital) | ISBN 978-3-666-30350-0 (eLibrary)

Inhalt

Dank	7
1. Einleitung. Das deutsche Universitätsmodell – Rektoren erzählen	9
2. <i>Universitas litterarum</i> in »fabrikativen Grossbetrieben«?	19
2.1. Nebeneinander der Fächer oder fächerübergreifende Forschungssynthese?	20
2.2. Münchener Angebote und ein Tübinger Skeptiker	21
2.3. Rektoratsreden als <i>Studium Generale</i>	32
Würzburg: interdisziplinäres Gespräch und Abschottung	32
Berlin: gelebte <i>Universitas</i> und naturwissenschaftliche Übergriffe	36
Frankfurt am Main – alter Geist in neuer Universität	43
2.4. Bilanz und Ausblick in die Gegenwart	48
3. Forschen bildet – die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution ...	51
3.1. Forschen, Bilden, Ausbilden, Charakterbildung – Was bleibt, was verändert sich in den Wahrnehmungen?	51
3.2. »Über akademisches Lehren und Lernen« – Überlegungen eines Philosophen	54
3.3. Die Fachrede des Rektors als Einblick in »Forschen bildet«	57
3.4. Gleichwertig im Bildungsauftrag – zwei Rektoren kündigen den Konsens	67
3.5. Kritik an der Praxis, Kontinuität im Bildungsanspruch, Abschied von »Forschen bildet«	75
3.6. Charakterbildung, Politische Bildung – Zweifel an der Leistungskraft universitärer Bildung	77
3.7. »Bildung« im universitären Selbstbild seit dem II. Weltkrieg: Kontinuität und Bruch	83
3.8. Universität heute: was bleibt von »Forschen bildet«?	95

4. Staat – Nation – Internationalität	101
4.1. Deutsches Universitätsmodell – föderativnational	101
1870/71 Nation im Krieg	105
Geboren in höchster Not: die Berliner Erzählung	114
Politische Provinz als geistiges Zentrum der Nation: die Jenaer Erzählung	120
Die fünffache Heimat der deutschen Universität – eine Münchener Erzählung	125
4.2. Staatsformen, Freiheits- und Nationsvorstellungen	128
4.3. Kontinuität und Wandel nach dem Ende der Monarchien	143
4.4. Universalität der Wissenschaft – Nationalität der Universitäten . . .	154
5. Wettbewerb in der Forschung, Gleichheit im Bildungsauftrag	159
5.1. Deutsche Überlegenheitserzählung: »im Alleinbesitze der rechten Universität«	160
5.2. Systemwettbewerb im 20. Jahrhundert	163
5.3. Kooperation und Konkurrenz in der Forschung	170
Naturwissenschaften	170
Geistes- und Sozialwissenschaften	182
5.4. Deutsche Demokratische Republik – Tradition und neue Überlegenheitserzählung	189
6. Universität – männlich	201
6.1. Taugen Frauen für akademische Berufe? Männerurteile	202
6.2. Sprachzäune gegen Frauen in der Wissenschaft	209
6.3. Forschung vermännlicht	217
7. Notwendiges Scheitern?	219
Literaturverzeichnis	231
Personenregister	239

Dank

Dieses Buch hat eine lange Vorgeschichte. Vor mehr als zwei Jahrzehnten entstand die Idee, Rektoratsreden zu erforschen. Den umfangreichen Bestand an Reden sichtbar zu machen, war aufwendig. Rainer C. Schwinges und ich haben ihn für die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erfassen lassen, um die bibliographischen Daten und möglichst auch die Redetexte der Forschung im Online-Portal der Kommission zur Verfügung zu stellen. Finanziert wurde dies von der DFG und aus dem Gottfried Wilhelm Leibniz-Preis, den mir die DFG zugesprochen hatte, für die Schweizer Reden standen Mittel der Universität Bern zur Verfügung. Bernd A. Rusinek war nicht nur an der Vorbereitung des Projektes beteiligt, er hat auch seine umfangreiche Sammlung von Rektoratsreden eingebracht. Sie konnten in Tübingen dank der Hilfe von Ewald Frie gescannt werden. Viele Kolleginnen und Kollegen haben uns mit Rat und Tat unterstützt, Universitätsarchivarinnen und -archivare haben ihre Bestände gesichtet und auch ungedruckte Reden zur Verfügung gestellt. Sie alle werden im Online-Portal Rektoratsreden genannt.

Geplant war, in einem zweiten Schritt eine Monographie auf der Grundlage der Rektoratsreden schreiben zu lassen, doch der Projektantrag an die DFG wurde abgelehnt. Zu unserer Verblüffung hatte ein Gutachter gemeint, was diese Quellenart böte, sei bekannt, denn jeder kenne die berühmt-berüchtigte Rede Martin Heideggers aus dem Jahr 1933. So erhielt ich die Möglichkeit, nach geraumer Zeit unbelastet vom Amt und von Projektnöten dieses Buch zu schreiben.

Viele haben mir geholfen. Hermann Bausinger (†) gab als Zeitzeuge Auskunft, Heidrun Edelmann stellte mir Fundstücke aus ihren Forschungen zur Verfügung, Cornelia Rauh hat mit ihrem Team zugehört und Fragen gestellt, wie auch das Auditorium, als ich als Honorary Fellow des Historischen Kollegs über das Vorhaben einen Vortrag gehalten habe, Gisela Bock, Sylvia Paletschek und Ute Planert haben mir geholfen, Frauen in den Reden sichtbar zu machen, als ihnen der Zutritt zum Männerraum Universität noch versperrt war, Dietrich Beyrau, Marina Cattaruzza, Heinz-Gerhard Haupt und Friedrich Lenger haben Teile des entstehenden Textes oder auch alles gelesen. Heinz-Elmar Tenorth hat mich an seiner unerschöpflichen Kenntnis der Bildungs- und Universitätsgeschichte teilhaben lassen und mit seinen Fragen veranlaßt, manches zu überdenken und klarer zu formulieren. Ihnen allen danke ich herzlich. Der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verdanke ich die Möglichkeit, das Buch in ihrer Schriftenreihe zu veröffentlichen. So sind nun die Datenbank und das Buch, das auf ihr fußt, »unter einem Dach« vereint.

1. Einleitung.

Das deutsche Universitätsmodell – Rektoren erzählen

Als ich 1966 in Heidelberg zu studieren begann, lernte ich noch das deutsche Universitätsmodell kennen. Es hatte sich im 19. Jahrhundert im gesamten deutschen Sprachraum entwickelt, wurde weltweit bewundert und nachgeahmt. Ein Erfolgsmodell. 2008, als ich aus der Hochschullehre ausschied, war die Universität eine andere geworden. Das deutsche Universitätsmodell, das erst im 20. Jahrhundert geschichtsirrig auf den Namen Humboldt getauft wurde, hatte seinen Glanz verloren, viele erklären es für gescheitert. Auf die Explosion der Studierendenzahlen war es nicht zugeschnitten, die Universität der Vielen schien ein anderes Angebot zu verlangen als die Universität der Wenigen, die nun vergangen war. Doch manches hat überdauert. Was das deutsche Modell auszeichnet, vor allem wie es sich selbst verstanden hat, wird in diesem Buch anhand der jährlichen Rektoratsreden erkundet. In vielen wurden schon früh auch seine Probleme erkannt und über Korrekturen nachgedacht.

An allen Universitäten im deutschsprachigen Raum trat der Rektor – ausschließlich Männer bis 1965, als in Dresden erstmals eine Frau dieses Amt erhielt, 1966 folgte Heidelberg, in der Schweiz dauerte es bis 1984, in Österreich bis 2007¹ – mindestens einmal im Jahr mit einem Vortrag vor die Öffentlichkeit, um an seinem Fach einen Einblick in die Forschung zu geben (Fachrede) oder – seltener, aber nicht selten – sich zu allgemeineren Fragen zu äußern, welche die Universitäten und ihre Umwelt bewegten (Gesellschaftsrede). Sehr häufig mündete die Fachrede in eine Gesellschaftsrede. Die Rektoren formulierten das Selbstbild, welches das deutsche Universitätsmodell geprägt und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein von Universitäten in anderen Staaten abgehoben hat, sie entwarfen Gesellschafts- und Weltbilder und begründeten sie fachwissenschaftlich, vor

1 Voss, Lieselott Herforth. Die erste Rektorin einer deutschen Universität; *Türck, Margot* Becke-Goehring. Erste Professorin und erste Rektorin der Universität Heidelberg. Zu Verena Meyer (1929–2018), Rektorin der Universität Zürich s. »*Ich nahm das Leben, wie es kam.*« https://www.gleichstellung.uzh.ch/dam/jcr:ffffffffff-d3c2-3cb5-ffff-ffffb7defddb/121022_Portraet_Verena_Meyer.pdf (17.4.2024). Herfort (1916–2010) und Meyer waren Physikerinnen, Becke-Goehring (1914–2009) Chemikerin. Ingela Bruner (1952–2014), Rektorin der Universität für Bodenkultur Wien (2007–2009), wurde in Maschinenbau promoviert. Zuvor war sie ab 1995 Vizepräsidentin an der Donau-Universität Krems. In Wien legte sie 2009 ihr Amt wegen »unüberbrückbarer unterschiedlicher Auffassungen mit dem Vorsitzenden des Senats bezüglich der Universität und der strategischen Ausrichtung« nieder. (Der Standard 19.01.2009; Stellungnahme der Universität 19.01.2009, online 17.04.2024); Nachruf Ihrer Universität (<https://boku.ac.at/news/newsitem/25824>, 17.4.2024).

allem aber erklärten die Rektoren Jahr für Jahr erneut, worin sie die Bedeutung von Wissenschaft und Universität sahen – für das eigene Fach, den eigenen Staat, die eigene Nation und für die Menschheit.

Heute würden die meisten der Fachreden wohl als elitäre Zumutung gegenüber dem Publikum empfunden. Die Redner sprachen als Experten vor überwiegend Laien, doch Laienrabatt gewährten sie meist nicht oder nur sparsam. Da sprach 1908 der Rektor der Technischen Hochschule Karlsruhe, ein Mathematiker, über die »Geschichte des Umkehrproblems der Integrale« – es mag die Hörer getröstet haben, als der Redner versicherte, manche der neuen Ideen hätten auch Mathematiker nicht sogleich verstanden –, 1930 bot der Frankfurter Pathologe methodologische Überlegungen zu Aussagekraft und Fehlerquellen in der Morphologie, 1953 wurde man dort mit einer Fülle von Fachbegriffen über neuere Untersuchungsmethoden in der Dermatologie informiert, 1893 verfolgte in Würzburg ein Theologe die Kontroversen über »Zeit und Ort der Entstehung der Bücher des Alten Testamentes« bis in feine Details der Textvarianten, von denen er anzunehmen schien, jeder habe sie vor Augen und warte gespannt darauf, welche sich im Urteil des Redners als richtig erweisen werde.²

Warum hörte man sich derartiges klaglos an, Jahr für Jahr erneut, wenn die Universität ihrer Gründung gedachte, andere Festtage beging, Forschungspreise verlieh, die Erstsemester feierlich begrüßte? Mitglieder der landesfürstlichen Familie, nicht selten der Fürst selbst, später der Staatspräsident, meist Regierungsmitglieder und hohe Beamte, kirchliche Würdenträger, hohes Militär, Parlamentarier, Oberbürgermeister und städtische Honoratioren, Repräsentanten von Verbänden, schließlich auch von Wissenschaftsorganisationen, Rektoren anderer Hochschulen, auch Journalisten – sie alle kamen jedes Jahr wieder, um sich gemeinsam mit den Dozenten und Studenten eine Rede über ein Thema anzuhören, von dem sie in aller Regel nichts verstanden.³ Doch alle waren überzeugt, und jeder Rektor schärfte es ihnen aufs Neue ein: Die Fachrede bildet, weil

2 Dr. A[dolf] Kratzer, Professor der Mathematik: Zur Geschichte des Umkehrproblems der Integrale. Festrede gehalten von dem Rektor des Jahres 1908/1909, in: Feierlichkeiten anlässlich der Übergabe des Rektorates an der Grossh. Technischen Hochschule »Friderician« zu Karlsruhe. Karlsruhe [o. J.]. 17–51; Dr. med. Bernhard Fischer-Wasels, o.ö. Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie: Deskriptive und experimentelle Morphologie. Rede beim Antritt des Rektorates gehalten, Frankfurt/M 1931; Dr. med. Oscar Gans, o. Professor der Dermatologie: Die Struktur der Haut auf Grund neuerer Untersuchungsmethoden. Rede beim Antritt des Rektorates, Frankfurt/M 1953; Dr. Anton Scholz, Öffentl. Ord. Professor der alttestamentlichen Exegese und der biblisch-orientalischen Sprachen: Die Entstehung der Bücher des Alten Testamentes, Festrede zur Feier des Dreihundert und Elften Stiftungstages der Königl. Julius-Maximilians-Universität gehalten am 2. Januar 1893, Würzburg 1893.

3 Wie geschätzt für die unterschiedlichsten Themen die Gattung Hochschulreden, zu der die Rektoratsreden gehören, weiterhin ist, machte eine Untersuchung der Universitätsbibliothek Bonn sichtbar. *Gebauer*, Benutzungsfrequenz von Hochschulreden. Der Tübinger Bibliotheksdirektor rechnete die Rektoratsreden zu den Schriften, die ständig zur Hand sein sollten; *Ley*, Die Bildung des Bibliothekars, 21.

sie aus der Forschung berichtet. Forschung, auch deren Nachvollzug bildet, die Forschungsuniversität als Bildungsinstitution.

Wer den Rektor aus seinem Fachgebiet sprechen hörte, nahm, so die Überzeugung, Anteil an der universitären Bildungsarbeit und reihte sich ein in den Kreis der akademisch Gebildeten, die eine Spitzenstellung in Staat und Gesellschaft ausübten oder anstrebten. Die Elite von heute traf auf die Elite von morgen, so sahen sich die Studenten und so wurden sie angesprochen, und beide hörten dem Repräsentanten der Hochschule zu. Sie erlebten Forschung, indem sie hörten, wie und worüber in dem jeweiligen Fach gearbeitet wurde, auch welche Irrwege man begangen hatte. Und nur weil man überzeugt war, dies zu hören bilde, konnte die Fachrede des Rektors zu einer festen Einrichtung werden. Mit ihr trat die Universität vor die Öffentlichkeit, um sich als eine Forschungs- und deshalb auch Bildungsinstitution zu präsentieren. Die Reden wurden rasch veröffentlicht, nicht wenige erlebten mehrere Auflagen, Zeitungen berichteten über sie, später wurden sie häufig in die Aufsatzsammlungen der Gelehrten aufgenommen, oft griffen Rektoren die Rede eines Kollegen auf, nicht selten entwarfen sie Gegenpositionen. Forschung entwickelt sich diskursiv. Der Rektor führte es vor. Er stand unter Druck, wenn er frisch gewählt mit seiner Rede vor die Öffentlichkeit trat. Er mußte sich gegenüber seinen Kollegen am Ort und in den anderen Universitäten in den deutschen Staaten, in der Schweiz und der Habsburgermonarchie behaupten.

Welche besonderen Leistungen schrieben die Rektoren den Hochschulen zu, die sich zum deutschen Universitätsmodell bekannten? Wovon grenzten sie es ab? Dies soll nun in einigen Grundzügen erläutert werden. Damit werden zugleich die Schwerpunkte genannt, denen jeweils eigene Kapitel gewidmet sind.

Die Rektoratsrede gibt Auskunft, wie der Rektor die Gegenwart und die Universität in ihr wahrnahm, was er von ihr und ihrer Umwelt erwartete, welche Erfolge und Defizite er in der Geschichte der Universität und seines Fachs sah. Selbstbilder und Weltbilder, Gegenwartsdiagnosen und Geschichtsvorstellungen wurden formuliert. Selbstverständlich änderten sie sich in den zwei Jahrhunderten, die hier betrachtet werden. Doch der Kern blieb unverändert, egal wer sprach, wo und wann, und über alle Fächer hinweg: Die Universität ist ein Ort der Forschung und *deshalb* eine Bildungsinstitution. Forschung bilde, weil sie als eine spezifische Form der Weltaneignung auf qualifizierte Berufe aller Art vorbereite. Denn wissenschaftliche Bildung befähige, sich auch im Berufsleben außerhalb der Hochschule immer wieder auf neue Probleme einzustellen und wissenschaftlich geschult nach Lösungen zu suchen. Heute würde man von fächerübergreifenden *soft skills* sprechen. Wissenschaftliche Bildung hingegen, wie sie die Hochschulen des deutschen Modells zu vermitteln versprochen, sollte zum einen fachspezifische Methoden zur Problemlösung bereitstellen, vor allem aber generell die Fähigkeit schulen, sich mit dem noch Unbekannten auseinanderzusetzen. Wissenschaftliche Bildung zielte mithin auf einen Habitus, den man im Studium erwirbt und sich lebenslang bewahrt. Was die Rektoren als wissenschaftliche Bildung verstanden, wie sie im Studium eingeübt werde und

welche Probleme sie dabei sahen, vor allem angesichts der immer stärkeren fachlichen Spezialisierung, wird in den Kapiteln 2 und vor allem 3 erörtert, zieht sich zudem als roter Faden durch das Buch.

Auch wenn Rektoren in ihren Fachreden oft lange Entwicklungslinien tief in die Vergangenheit zurückverfolgten, möglichst bis in die Antike, betonten sie doch durchweg, die moderne Forschungsuniversität habe sich erst im 19. Jahrhundert herausgebildet. Forschung führt unausweichlich zur Spezialisierung und zur Ausdifferenzierung von Fächern. Je lebhafter die Forschung um so stärker der Zwang zur Spezialisierung, um so schneller verändern sich Fächer und bilden sich neue. Was bedeutet dies für das Ideal der *Universitas litterarum*? Diese Frage stellten die Rektoren immer wieder, denn – davon zeigten sie sich einhellig überzeugt – das Konzept Bildung durch Forschung setze voraus, daß die Universität als eine Einheit erfahren werden kann. Wie »wissenschaftliches Wissen« entsteht, nämlich in methodisch gesicherten Verfahren, erkennen und erleben die Studierenden, indem sie zu Forschern werden oder doch zumindest an der Forschung anderer teilhaben. Doch zur Bildung werde dieser Einblick in die Entstehung von Wissen durch Forschung erst, wenn es nicht beim Inselwissen in einem Spezialgebiet bleibe.

Wie dieser Schritt über die kleine Wissensinsel hinaus, die im Studium eines oder mehrerer Fächer entsteht, ermöglicht werden könne, erörterten die Rektoren immer wieder. Nicht wenige machten es sich einfach, indem sie den Studierenden die Pflicht auferlegten, einen Wissensüberblick zu erreichen, den das einzelne Fach nicht bieten kann, andere suchten nach Möglichkeiten, die sich institutionalisieren lassen. Doch alle trieb das Problem um, wie man in der Forschungsuniversität, in der zunehmende Spezialisierung notwendig ist, das Ideal der *Universitas litterarum* bewahren könne. Für das deutsche Universitätsmodell war dies ein Kernproblem, denn seine Besonderheit gegenüber spezialisierten Ausbildungsstätten wurde stets damit begründet, die Wissenschaft insgesamt in all ihren fachlichen Verästelungen zur *Universitas litterarum* zu vereinen. Nur das deutsche Universitätsmodell sei darauf ausgerichtet, die fachliche Ausbildung in wissenschaftliche Bildung zu überführen und damit zur Problemlösung in allen Gesellschaftsbereichen zu befähigen.

Wie die Rektoren hier argumentierten, welche Gefahren sie sahen und welche Wege sie vorschlugen, wird im Kapitel 2 untersucht. Um nicht nur die Sicht der Rektoren zu präsentieren, wird in diesem Kapitel zudem versucht zu erkunden, wie Studierende den Wissenskosmos, den die Universität umfaßte, wahrgenommen haben könnten. Direkte Äußerungen in studentischen Briefen und späteren Erinnerungen an die Studienzeit scheinen nicht in hinreichender Zahl zur Verfügung zu stehen. Hier wird ein anderer Weg beschritten, indem eine Art experimentelle Situation erzeugt wird. In drei Zeitschnitten wird für Würzburg 1906–1909, Berlin 1911–1914, Frankfurt am Main 1951–1954 untersucht, welches Bild universitären Wissens entstünde, wenn man über vier Jahre hinweg, acht Semester aus studentischer Sicht, jeweils im Hörsaal Platz genommen hätte, um sich die Rektoratsrede anzuhören. Die Rektoren traten mit dem Anspruch

an, ihren fachlichen Teil zur Universitas litterarum beizutragen. Welche Gestalt nahm diese an, welcher Bildungskosmos wurde sichtbar, wenn man ihnen im Laufe eines Studiums Jahr für Jahr zuhörte?

Bildung durch Forschung bezeichnet ein Programm, das der Universität, obwohl sie sich dem Ideal zweckfreier Wissenschaft verpflichtet sah, einen festen Ort im gesellschaftlichen Leben zuweist. Forschung als Vorbereitung auf die noch unbekannten Aufgaben, welche die Zukunft stellen würde, ganz gleich in welchem Berufsfeld. Die Universität als Bildungsstätte einer Elite, die auf berufliche Führungsaufgaben vorbereitet wird, *weil* sie keine Ausbildung für bestimmte Berufe erhält. Das Prinzip Forschung als Schlüssel für eine Zukunft, die niemand voraussagen kann. Wissenschaftliche Bildung galt als zukunfts offen, weil sie aus zukunftsöffnender Forschung hervorgehe. Wer dazu in der Lage ist, zumindest rezeptiv, gehöre zur Elite.

Elitebildung verstanden die Rektoren durchgehend als eine spezifische Leistung der Universitäten. Elite nicht durch Herkunft, sondern durch individuelle Leistung, welche die Forschungsuniversität ihren Studenten abverlangt. Dieses Konzept von Elitebildung wird im Kapitel 3 untersucht. Die Rektoren nutzten es, um das deutsche Modell von dem französischen und dem britischen abzugrenzen. Erst im 20. Jahrhundert blickten sie verstärkt nach Nordamerika. Nur das deutsche Universitätsmodell sei darauf ausgerichtet, Lehre und Studium mit Forschung zu verbinden und so eine Elite hervorzubringen, deren Mitglieder zwar als Fachexperten ausgebildet wurden, nicht aber im berufsbezogenen Fachwissen befangen seien. Man fühlte sich überlegen und sagte es immer wieder dem Auditorium, in dem die Geldgeber und politischen Entscheider saßen. Nach dem Ersten Weltkrieg war dies nicht mehr so ungebrochen möglich. Der Anspruch, die Elite von morgen zu bilden, überdauerte jedoch. Er begann aber, sich vom deutschen Universitätsmodell zu lösen. Man konnte es scharf kritisieren und dennoch – das zieht sich bis in die Gegenwart – am Bildungsanspruch der Universität festhalten. Das Konzept Bildung machte den Kern des deutschen Universitätsmodells aus und befähigte zugleich, sich von ihm zu lösen, indem man es mitnahm und dabei veränderte, um universitäre Bildung nicht mehr gleichzusetzen mit Elitebildung.

Das Konzept der Elitenbildung im deutschen Universitätsmodell ließ sich politisch unterschiedlich füllen. In der Schweiz war es republikanisch ausgerichtet. Die Universitäten in den deutschen Staaten und in Österreich fühlten sich hingegen der monarchischen Ordnung verpflichtet.⁴ Hier galt der Dank des Rektors in der monarchischen Zeit, also bis 1918, jeweils dem Fürsten, der an einigen Universitäten als *rector magnificentissimus* formal das Rektorenamt innehatte. Viele Hochschulen waren nach den Fürsten benannt, die sie gegründet oder ausgebaut hatten und derer man Jahr für Jahr gedachte. Solche Bindungen

4 Die österreichischen Universitäten wurden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts modernisiert. In der Forschung spricht man von einem eigenständigen Weg, damalige Rektoren gingen jedoch von einer Übernahme des deutschen Modells aus. S. dazu Kapitel 4 mit Anmerkung 3.

erschwerten es den meisten Professoren, sich nach dem Ende der Monarchien der neuen republikanischen Ordnung einzufügen. Die parlamentarische Demokratie und der »Parteienstaat« blieben ihnen fremd. Überwiegend trauerten sie der monarchischen Vergangenheit nach. Dies war jedoch keine Folge des deutschen Universitätsmodells. Es reüssierte auch in der republikanischen Schweiz – schon 1829 sprach der Basler Rektor von der »Universität nach deutscher Art«⁵ – und fand unter dem Etikett Humboldtsche Universität in weiteren republikanischen Staaten Anklang.

Nach dem Sturz der Monarchien am Ende des Ersten Weltkrieges sprachen viele Rektoren in Deutschland und Österreich in ihren Reden offen an, warum es ihnen schwerfiel, sich mit der parlamentarischen Republik als Staatsform abzufinden. Von der Republik befürchteten sie, Demokratisierung werde von Staat und Gesellschaft auf die Universität übergreifen, indem Wissenschaft und ihre Institutionalisierung, die Universität, demokratischen Verfahrensregeln unterworfen würden. Wahrheitssuche in der Wissenschaft lasse sich jedoch nicht demokratisch regeln. Auch die Demokratisierung des Zugangs zur Universität galt als verderblich, falls dies bedeuten sollte, die Universität für bildungsferne Sozialkreise zu öffnen. Das deutsche Modell der Forschungsuniversität als Bildungsstätte der Elite würde ruiniert, wenn das Bildungsniveau, das die Erstsemester von der Schule mitbringen sollten, abgesenkt würde. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann sich diese Einstellung zu ändern. All diese Entwicklungen, die sich mit dem Konzept Elitebildung verbinden, werden im Kapitel 3 erörtert und als Frage nach Bruch und Kontinuität im Schlußkapitel 7 erneut aufgenommen.

Die Forschungsuniversität sei der Wahrheitssuche verpflichtet. Wie sich das am Forschungsprozeß ablesen lasse, führten die Rektoren in ihren Fachreden vor. Die meisten waren auf »Fortschritt« gestimmt – fachlicher Fortschritt in der Forschung und Menschheitsfortschritt durch Forschung. Forschung wurde als ein internationaler Prozeß vorgeführt, er verlaufe überstaatlich, transnational und unpolitisch. Doch finanziert wurden und werden auch weiterhin die Universitäten und ihre Forschung von den Staaten, denen sie zugehören. Ihnen sollte zugute kommen, was die Hochschulen leisten, indem sie neue Erkenntnisse bereitstellen und die Eliten bilden, die im Staat, in der Wirtschaft und in anderen gesellschaftlichen Bereichen die Führungspositionen besetzen. Universalität der Forschungsuniversität und Staatsbindung der Bildungsinstitution Universität galten nicht als Widerspruch. Die Universität transformiere die Internationalität der Forschung in Staatswohl. Die Rektoren beobachteten, was ihr Staat und was andere deutsche Staaten für ihre Universitäten leisteten, und im 20. Jahrhundert zunehmend auch, wie im Ausland Universitäten gefördert wurden. Sie sahen sich im Wettbewerb untereinander, national und international. Ihre Leistungsbilanzen, welche die Rektoren vortrugen, waren zugleich Forderungskataloge, die sie in ihren Rechenschaftsberichten detailliert ausführten. Die Beziehungen

5 Der Theologe Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849): Von der Stellung der Wissenschaft im Gemeinwesen. Rectoratsrede gehalten den 2. Juli 1829 [...], Basel [1829], 19.

der Universitäten zu Staat und Kanton werden im Kapitel 4 betrachtet. Ebenso die Bindungen an die Nation.

Das deutsche Universitätsmodell, dem sie sich alle zugehörig wußten, rechneten die Rektoren in ihren Reden nicht dem einzelnen Staat zu, sondern der Nation im Sinne der deutschsprachigen Kulturgemeinschaft. In der Habsburgermonarchie und im neuen Deutschen Reich sperrte sich das Bekenntnis zur deutschen Nation lange dagegen, das Ende des Deutschen Bundes und dann die Gründung des deutschen Nationalstaates 1871 nachzuvollziehen. Man fühlte sich nicht dem Konzept Staatsnation verpflichtet, das die Idee Nation an den Staat bindet und alle Staatsbürger und Staatsbürgerinnen als Nationsgenossen versteht. Im deutschen Universitätsmodell überdauerte dagegen lange die alte Vorstellung der vielstaatlichen deutschen Nation, wie sie sich bereits im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation herausgebildet hatte. In der Schweiz hingegen ließ sich die Zugehörigkeit zum deutschen Universitätsmodell mit der Bindung an den Kanton und zugleich an die eidgenössische Staatsnation vereinbaren. Doch trotz aller Unterschiede im Verständnis von Nation, überall sahen sich die Universitäten als eine ihrer Hauptstützen und feierten sich als Repräsentanten nationaler Einheit. So verorteten die Rektoren ihre Universität in einer doppelten Loyalität. Zum einen gegenüber dem Staat bzw. Kanton, dem sie Anerkennung für Finanzierung und ideelle Förderung zollten, zum anderen gegenüber der Nation. »Geld, mehr Geld für die Wissenschaft, und für die Wissenschaft am Orte!« Diese Aufgabe der Rektoratsrede, eine angemessene Finanzierung zu fordern, hatte 1965 Hermann Heimpel in seiner »Liebeserklärung an die Universität« sprachlich elegant unterstrichen, indem er die Auftritte der Rektoren ein wenig karikierte.⁶

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurde die Nation als zweiter Loyalitätspol immer wichtiger. Auch deshalb konnte die Rektoratsrede nicht mehr wie vielfach noch im frühen 19. Jahrhundert in lateinischer Sprache gehalten werden. Da sich die Universität als eine nationale Bildungsinstitution sah, mußte in der Landessprache doziert werden. Konflikte entstanden aus der doppelten Loyalität zum jeweiligen Staat und zur Nation lange Zeit nicht. Das Leitbild Föderativnation, wie es im Alten Reich entstanden war, konnte Mehrstaatlichkeit mit nationaler Einheit zusammendenken. Im Nationalstaat trug es dann dazu bei, ihn föderativ zu gestalten. Zu den Pfeilern der föderativen Ordnung gehörten die Universitäten, denn sie blieben Landesinstitutionen. In der Schweiz hingegen entstand in Zürich neben den kantonalen Universitäten eine eidgenössische Technische Hochschule. Im deutschen Nationalstaat von 1871 wurde die Straßburger Universität im annektierten Elsaß zur Reichsuniversität und großzügig ausgebaut. Doch dieses Experiment einer Nationaluniversität überdauerte in Deutschland nur bis zum Ende des I. Weltkriegs und wurde seitdem nicht wiederholt. Wenn-

6 H. Heimpel: Liebeserklärung an die deutsche Universität. Festvortrag anlässlich des 35. Fortbildungskurses für Ärzte in Regensburg am 14. Oktober 1965, Regensburg 1965. Zu Heimpels Rektoratsrede s. Kapitel 5.4.

gleich es in der Gegenwart immer wieder als Projekt auftaucht, um im globalen Wettbewerb mit den reichsten Universitäten der Welt mithalten zu können. In den Republiken, die in Deutschland und Österreich aus dem I. Weltkrieg hervorgingen, konnte sich das Bekenntnis der Universität zur Nation gegen den Staat der Gegenwart richten. Das war neu – Ablehnung des Nationalstaats im Namen der Nation, wie man sie von der Universität repräsentiert wähnte. In der Schweiz kam es nicht zu einem solchen Konflikt der beiden Loyalitäten. Diesem Themenfeld ist Kapitel 4 gewidmet.

Die geschichtlich begründete Bindung der Universitäten an ein Land bzw. einen Kanton führte zu einer kompetitiven Universitätslandschaft. Die verbreitete Vorstellung, erst in der Gegenwart sei den Universitäten Wettbewerb beigebracht worden, zuvor hätten sie im Elfenbeinturm gelebt, ist irrig. Alle Hochschulen bekannten sich zum deutschen Universitätsmodell, alle sahen sich als gleichrangige Bildungseinrichtungen, doch zugleich standen sie als Ausbildungs- und als Forschungsstätten in Konkurrenz. Wettbewerb zwischen den Universitäten um die besten Professoren und im späten 20. Jahrhundert zunehmend auch Professorinnen, um den kontinuierlichen Zugang von Studierenden, um staatliche und private Finanzierung, um Anerkennung in den Wissenschaften und in der Öffentlichkeit, dieser umfassende Wettbewerb ist also keineswegs eine Erfindung der Gegenwart im Zeichen von Europäisierung (Bologna) und Globalisierung, wenngleich die Konkurrenz heute anders ausgetragen werden muß als früher. Heute werden globale Ranglisten vorrangig nach Forschungsleistung, gemessen an den eingeworbenen Mitteln, erstellt, zuvor stand das Bekenntnis zur Universität als Bildungsinstitution im Zentrum und grenzte zugleich gegen Hochschulen anderen Typs ab. Als Bildungsstätte sah man sich innerhalb des deutschen Modells als gleichrangig, als Forschungsstätte erkannte man Unterschiede. Insofern vereinte das deutsche Universitätsmodell in seinem Anspruch Homogenität und Konkurrenz. In den Rektoratsreden stand die Gleichrangigkeit im Vordergrund, denn die Rektoren wollten in ihren Fachreden die Bildungsqualität von Forschung demonstrieren. Auch von »billiger« Forschung, wenngleich sie betonten, in vielen Bereichen, vor allem in der Medizin und den Laborwissenschaften, werde Forschung immer aufwendiger und teurer. Von diesem Konzept, das Gleichrangigkeit und Konkurrenz verbindet, indem man Forschung als Bildungsquelle definierte, handelt Kapitel 5. Es wirft auch einen Blick darauf, wie Rektoren in der DDR sich in diese Tradition des deutschen Universitätsmodells einordneten und die sozialistische Hochschule als überlegen zu begründen suchten.

Die Universität war männlich. Das galt zum einen für die Studenten, bevor nach Anfängen im ausgehenden 19. Jahrhundert im frühen 20. Frauen zum Studium zugelassen wurden; und es galt noch länger für die Professoren. Nicht wenige von ihnen begrüßten ihr Auditorium weiterhin mit »Meine Herren«, auch wenn Frauen im Hörsaal saßen, und wenn sie »Liebe Kommilitonen« sagten, war das nicht als generisches Maskulinum gemeint. »Studierende« sagten Rektoren bereits, bevor Studentinnen zugelassen waren. Es ging ihnen um sprachliche

Abwechslung, Gender-Sensibilität hatten sie nicht im Sinn. Kapitel 6 fragt, wie in den Reden der Rektoren die Universität als Einrichtung von Männern und für Männer inszeniert wurde. So haben zum Beispiel Mediziner ausgeführt, daß sich aus der Konstitution von Frauen oder – präziser – aus ihrem Gehirngewicht kein Argument gegen das Frauenstudium gewinnen lasse. Dieses abzulehnen, gelang ihnen dennoch, indem sie Ablehnungsgründe jenseits ihres Fachgebiets einführten, vor allem die »natürliche« Bestimmung der Frau zur Mutterschaft und zum Wirkungskreis in der Familie. Diese direkte Auseinandersetzung mit dem Frauenstudium stand in den Rektoratsreden jedoch nicht im Vordergrund. Weitaus häufiger war es, die Universität sprachlich als einen Männerraum zu präsentieren, auch wenn der Redner Themen behandelte, in denen es nicht um Frauen oder Frauenstudium ging. So wurde Forschung gerne als Kampf geschildert – Kampf zwischen konkurrierenden Forschern, konkurrierenden Theorien und Methoden, Kampf um Erkenntnis. Der Kampf um neues Wissen wurde an der Forschungsfront geführt, die Studenten sollten diese Front kennenlernen und an ihr mitkämpfen. Diese sprachliche Militarisierung des Forschungsprozesses schloß Frauen aus; jedenfalls so lange der militärische Kampf als Aufgabe allein des Mannes galt. Der Weg zur wissenschaftlichen Bildung wurde von vielen Rektoren als ein entbehrungsreicher Kampf vorgeführt – mithin ein durch und durch männlicher Weg. Das sprach aus den Reden, auch wenn sie nicht darüber sprachen, sondern über Forschungsfragen. Diese Sprachzäune gegen Frauen werden im Kapitel 6 untersucht.

Das abschließenden Kapitel 7 geht der Frage nach, ob man von einem notwendigen Scheitern des deutschen Universitätsmodells sprechen kann. Notwendig aufgrund seiner inneren Widersprüche? Notwendig aufgrund extern vorgegebener Bedingungen auf dem Weg zur Universität der Vielen? Notwendig, weil die Vorstellung von Bildung sich in der Gesellschaft radikal verändert hat und damit die Forschungsuniversität nicht mehr als Bildungsinstitution gesehen wird? Weil man nicht mehr daran glaubt, Bildung gehe aus Forschung hervor? Es geht um Brüche und Kontinuitäten in den Vorstellungen von Universität und ihren Aufgaben. Und es geht um die Frage, was man verlöre, wenn das deutsche Universitätsmodell als »im Kern verrottet« verworfen würde. Dazu muß man dieses Modell erst einmal kennenlernen. Die Reden der Rektoren bieten einen Zugang dazu. Sie zeigen, wie man das deutsche Universitätsmodell innerhalb der Hochschulen gesehen hat und es nach außen präsentierte. Darum geht es in diesem Buch. Zeitlich beginnt es im frühen 19. Jahrhundert. Nicht betrachtet werden die beiden Weltkriege, als die Rektoratsreden besonderen Bedingungen unterlagen, und die nationalsozialistische Diktatur, als die Rolle der Rektoren eine andere wurde und die Rektoratsrede ihre frühere Bedeutung verlor.⁷

7 Zur NS-Zeit jedoch einige Hinweise und Beispiele in Kapiteln 3 und 4.

Hinweis zur Zitierweise im Text:

Der vollständige Titel einer zitierten Rektoratsrede wird stets in einer Fußnote nachgewiesen. Wenn weitere Zitate aus dieser Rede folgen, werden die Seitenzahlen im Text in Klammern angegeben. Werden mehrere Reden eines Autors genannt, werden die Zitate im Text in Klammern mit Angabe des Kurztitels oder des Erscheinungsjahres und der Seitenzahl nachgewiesen. Die Rechtschreibung in den Reden wird stets beibehalten, auch wenn sie von der heutigen abweicht.

2. *Universitas litterarum* in »fabrikativen Grossbetrieben«?

Bildung durch Forschung – so lautete, auf den Kern reduziert, das Versprechen des deutschen Universitätsmodells, das die Rektoren Jahr für Jahr öffentlich erneuerten. Und dafür Forderungen stellten. Es ging ihnen um eine Universität, die forscht und deshalb fürs Leben bildet. Voraussetzung dafür, so die Rektoren einhellig, die Universität müsse alle Wissenschaftszweige umfassen – eine *Universitas litterarum*. Eine Volluniversität, würde man heute sagen, die sich wissenschaftsgeleitet fortentwickelt, indem sie institutionell in der Fächerstruktur nachvollzieht, was im Forschungsprozeß an Neuem sich durchgesetzt hat. Dem heutigen Wort fehlt jedoch die Ausrichtung auf Bildung. Im deutschen Universitätsmodell war sie hingegen essentiell. Deshalb wäre ihr die Vorstellung der zwei Kulturen, einer geisteswissenschaftlich-literarischen und einer naturwissenschaftlich-technischen, wie sie 1959 mit großer Resonanz Charles P. Snow vorgetragen hat, fremd gewesen.¹

Warum galt *Universitas litterarum* den Rektoren als unverzichtbar? Und wie reagierten sie, als sie diese Einheit von innen gefährdet sahen, aus der Forschung heraus, die seit dem späteren 19. Jahrhundert die Fächer immer weiter ausdifferenzierte und insbesondere in den Naturwissenschaften zu großen Forschungseinrichtungen auch außerhalb der Universitäten führte. Als Adolph Wagner (1835–1917), ein Ökonom, 1896 als Berliner Rektor auf die Entwicklung seiner Universität seit ihrer Gründung 1810 zurückblickte, sah er in den »grossen naturwissenschaftlichen Instituten ein kapitalistisches Seitenstück zu den fabrikativen Grossbetrieben.« Auch im »Wissenschaftsbetrieb sind nunmehr bedeutendere kapitalistische Hilfsmittel, grössere stehende Kapitalanlagen, mächtigere technische Apparate nothwendig, eine Mitfolge und wieder eine Bedingung des Fortschritts der Wissenschaft. Die »reine« Geistesarbeit reicht hier so wenig mehr aus als die blosse Handarbeit in der Wirthschaft.«²

1 Snow, Die zwei Kulturen. In der Studie von *Haupt* (Beharren der Rektoren auf die »Deutsche Universität«) wird das Bildungsverständnis, das dem deutschen Universitätsmodell eigen war, als idealistisch charakterisiert, Zeichen einer verfehlten »bürgerlichen Denkweise« (100, 115 u. ö.).

2 Die Entwicklung der Universität Berlin 1810–1896. Rede zur Gedächtnissfeier der Stiftung der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität am 3. August 1896 gehalten in der Aula von dem zeitigen Rektor Adolph Wagner, Berlin 1896, 28 f.

2.1. Nebeneinander der Fächer oder fächerübergreifende Forschungssynthese?

Forschung als Bildungsprinzip, Forschung zugleich aber als Triebkraft von Spezialisierung, die sich vielleicht nicht mehr in den universitären Bildungsauftrag einfügt. Gefährdet die Spezialisierung der Forschung, gefährdet die daraus folgende Vermehrung der Fächer und die Entwicklung hin zur Forschung als Großbetrieb, gefährdet all das die *Universitas litterarum* als Grundlage des deutschen Universitätsmodells, wie es sich im 19. Jahrhundert so außerordentlich erfolgreich entwickelt hatte? Kann eine solche ins Spezielle und ins Große expandierende Universität auch künftig *die* zentrale Bildungsinstitution für eine wissensbasierte Gesellschaft sein? Ist das deutsche Universitätsmodell noch zeitgemäß und zukunftsfähig?

Diese Sorge trieb die Rektoren um. Keiner zog bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus das deutsche Universitätsmodell grundsätzlich in Zweifel, doch viele fragten, was bedeutet in einer Zeit unaufhaltsamer Spezialisierung das Ideal der *Universitas*. Ein Grundpfeiler des deutschen Modells, wie sie immer wieder beteuerten. Ihn als tragfähig zu erhalten, argumentierten die Rektoren in zwei Richtungen.

Die eine sah die Universität als einen Angebotsmarkt, auf dem jeder, Anbieter wie Kunden, die Aufgabe habe, sich einen Überblick, ein Bild des Ganzen zu verschaffen. Wer das nicht versucht, verfehle die Bildungsmöglichkeit, welche die Universität als *Universitas litterarum* biete. Sie zu nutzen, liege in der Verantwortung des Einzelnen. Vielen Rektoren reichte dies, um die Einheit der Universität trotz wachsender Vielfalt der Fächer gewahrt zu sehen. Die Universität als Angebotsmarkt umfasse alles, was sich bislang als wissenschaftlich wichtig erwiesen habe. Und das werde auch künftig so sein, weil dieser Angebotsmarkt zugleich ein Forschungsmarkt ist. In ihm wird im Austausch und in Konkurrenz untereinander ständig neues erdacht und erprobt. An diesem Forschungsprozeß wollte der Rektor am Beispiel seines Fachs das Auditorium mit seiner Rede teilhaben lassen. Doch zugleich suchten viele Rektoren in ihrer Fachrede zu zeigen, wie die Spezialisierung in der Forschung zu neuen Formen von Einheit über Fächer hinweg führe.

Diese Überzeugung prägte die zweite Richtung, in die Rektoren argumentierten. Spezialisierung nicht als Gegenpol, *Universitas* erwachse vielmehr aus Spezialisierung, weil sie bislang unbekannte Verbindungen zwischen Fächern erzeugt. *Universitas litterarum* wurde also neu definiert. Nicht mehr ein Nebeneinander aller Fächer, aus denen Bildungssynthesen zu schöpfen Aufgabe jedes einzelnen sei, sondern unerwartete Synthesen dank spezialisierter Forschung. Es waren meist sektorale Synthesen verwandter Fächer. Nicht auflösen lasse sich, so der Philosoph Ernst Cassirer (1874–1945), »der Streit der Wissenschaften – der innere Gegensatz nicht nur in ihren Resultaten, sondern in ihren Grundformen und Grundrichtungen, in ihren Fragestellungen und Zielsetzungen.« In seiner tiefeschürfenden Hamburger Rektoratsrede »Formen und Formwandlungen des

philosophischen Wahrheitsbegriffs« von 1928 hat er die physikalischen Theorien seiner Gegenwart einbezogen.³

Viele Rektoren haben die beiden Richtungen, *Universitas* als Leistung des Nutzers oder als Ergebnis spezialisierter Forschung, nicht als Alternativen gesehen, sondern forderten, sie miteinander zu verbinden. Wie Rektoren ihre Lösungswege argumentativ entfaltet haben, wird zunächst im Längsschnitt an überwiegend Münchner Rektoratsreden dargelegt. Anschließend wird gefragt, welche Art von Universität sich den Studierenden präsentierte, wenn sie in einem achtsemestrigen Studium taten, was ihnen angeraten wurde – Jahr für Jahr die Reden der Rektoren hören, um die Universität über ihre eigenen Fächer hinaus als *Universitas litterarum* kennenzulernen. Ausgewählt wurden für dieses Experiment Berlin – so wird ein Vergleich der preußischen Spitzenuniversität mit ihrer Konkurrenz in München möglich –, und mit Würzburg und Frankfurt/Main werden eine angesehene Provinzuniversität und eine Neugründung betrachtet.

2.2. Münchener Angebote und ein Tübinger Skeptiker

Zunächst stehen Münchner Rektoratsreden im Mittelpunkt. Zeitlich erstrecken sie sich von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Mitte des zwanzigsten. Gefragt wird stets, welche Bedeutung maßen die Rektoren der *Universitas litterarum* als Besonderheit des deutschen Universitätsmodells zu? Welche Probleme diagnostizierten sie, welche Lösungen erwogen sie?

Die ersten beiden Reden stammen aus den 1860er Jahren, gehalten von dem katholischen Theologen Ignaz von Döllinger (1799–1890), kurz darauf als Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas exkommuniziert, und von dem Direktor der Technischen Hochschule in München Carl Max von Bauernfeind (1818–1894), ein Geodät und Brückenbauingenieur. Die dritte hielt 1913 der Ökonom und Statistiker Georg von Mayr (1841–1925). Die beiden letzten Redner, die ausgewählt wurden, waren Physiker. Wilhelm Wien (1864–1928), 1911 mit dem Nobelpreis geehrt, amtierte 1925/26 als Rektor, Walther Gerlach (1889–1979) 1948 bis 1951.⁴

3 In: Hamburgische Universität. Reden, gehalten, bei der Feier des Rektorwechsels am 7. November 1929, Hamburg 1929, 17–36, 36.

4 Dr. Joh. Jos. Ign. von Döllinger. d. Z. Rector: Die Universitäten sonst und jetzt. Rectorats-Rede gehalten am 22. Dezember 1866, München 1867; Dr. C. M. Bauernfeind: Einfluss der exacten Wissenschaften auf die allgemeine Bildung und auf die technischen Fachstudien insbesondere (1868), in: Reden und Vorträge zur Einweihungsfeier der Technischen Hochschule in München. Mit Genehmigung des k. Staatsministeriums des Handels und der öffentlichen Arbeiten herausgegeben von Dr. Carl Max Bauernfeind, Professor und Director der Polytechnischen Schule, München 1869, 21–36; Dr. Georg von Mayr: Die Staatswissenschaften und ihr Standort im Universitätsunterricht. Rede beim Antritt des Rektorats der Ludwig-Maximilians-Universität gehalten am 6. Dezember 1913, München 1913; Wilhelm Wien: Universalität und Einzelforschung. Rektorats-Antrittsrede gehalten am 28. November 1925, München 1926; Dr. Walther Gerlach: Wege der Entwicklung. Jahresbericht und Rektoratsrede 17. Februar 1951, München 1952.

Döllinger durfte 1866 zu seiner Rede zwei bayerische Prinzen im Auditorium begrüßen, Mayr den König, Bauernfeind und Gerlach benötigten zwei Seiten, um die hohen Ehrengäste hervorzuheben, darunter etliche Minister. Dieser illustre Hörerkreis bezeugt, die Rektoratsrede war ein gesellschaftliches und politisches Ereignis, und sie blieb es über alle staatlichen Brüche im 20. Jahrhundert hinweg. Sie gehörte zu dem, was Pierangelo Schiera mit Blick auf das deutsche Kaiserreich die Verfassungsfunktion der Wissenschaft und der Universität genannt hat.⁵ Im Hörerkreis der Rektoratsrede wurde sie sichtbar. Entscheidungsmächtige aus Staat, Kirche, Militär und Gesellschaft hörten zu, trafen sich mit Professoren. Und auch Studenten waren zugegen, für Erstsemester eine moralische Pflicht. Ihnen wurde hier performativ ihr künftiger sozialer Ort vorgeführt. Die Universität verstand sich als *die* Institution, in der die Elite von morgen gebildet wird. Was von ihr erwartet wurde, demonstrierte der Rektor an seinem Fach, nämlich zu lernen, wie man sich mit offenen Fragen wissenschaftlich auseinandersetzt. Jeder in seinem Fach mit dessen Methoden. Stets mit dem Ziel, nicht Wissen anzuhäufen, sondern zu erkennen und einzuüben, wie man sich wissenschaftlich einem ungelösten Problem nähert. Indem jeder im Laufe des Studiums an Forschung herangeführt wird, sie zumindest rezeptiv in Lehrveranstaltungen kennenlernt. Doch warum sollte das in einer *Universitas litterarum* geschehen?

Döllinger gab darauf 1866 eine Antwort, die in den Rektoratsreden bis weit in das 20. Jahrhundert hinein allgegenwärtig blieb: Die »Productivität in allen Wissensgebieten« habe in der Gegenwart wie nie zuvor in der »Weltgeschichte« zugenommen, ermöglicht »durch die Verbindung verschiedener Fächer und Studien in einzelnen Männern« (25). Sein Fach, die Theologie, habe sich ebenso wie die Rechtswissenschaft in den letzten Jahrzehnten »an der Verbindung mit Philologie und Geschichte gereinigt, vertieft und erweitert«, die Medizin sei dank der Naturwissenschaften eine andere geworden. »So haben diese Wissenschaften sowohl an Stoffreichthum als an Sicherheit des Verfahrens und also an Wahrheit gewonnen« (25). Die Universität nannte er einen »Wissensbaum« (54), in dem alles miteinander verbunden sei und ein fehlender Teil alle anderen beschädige.

Nur ein Jahrzehnt nach Döllinger, 1877, hatte Gustav Rümelin (1815–1889), der langjährige Kanzler der Universität Tübingen, in einer von seinen Zeitgenossen vielgerühmten jährlichen Kanzlerreden – hier damals bedeutsamer als die Rektoratsrede – über die Zwiespältigkeit der voranschreitenden Spezialisierung in der Wissenschaft gesprochen.⁶ Er urteilte weitaus schärfer als man es damals in München tat. Nichts sei »unzweifelhafter als die großartige Ausbreitung der menschlichen Erkenntnis nach der Masse des Stoffs«. Das »große Prinzip der Arbeitsteilung«, das »alle wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse des Zeitalters von Grund aus umgestaltet hat«, habe auch »das Reich der Wissenschaften und die Arbeit der Gelehrten« verändert. Dieser Fortschritt sei jedoch »zugleich

5 Schiera, Laboratorium der bürgerlichen Welt. 98.

6 Über die Arbeitsteilung in der Wissenschaft (1877), in: Rümelin, Kanzlerreden, 192–213. Dort alle folgenden Zitate. Vgl. zu dieser Rede Langewiesche, Die Universität als Vordenker?

auch ein Rückschritt«. Die »Mittelmäßigkeit mit guter Methode« triumphierte über das »Talent«. Seine zuhörenden Kollegen schonte er nicht. Dank ihrer »Legitimationsbücher« komme es zu einer »maßlosen Überproduktion an gelehrter Mittelgutware«, geschrieben »für die Spezialkollegen, manchmal eigentlich nur für einen unter ihnen, der auch schon über denselben Gegenstand geschrieben hat« und nun ergänzt oder widerlegt werden muß. Sein bitteres Resümee: »Nur in den Sälen unserer Bibliotheken sind die Wissenschaften noch beisammen, nicht in den Köpfen der Menschen.« Die *Universitas litterarum* war für ihn zu einer Fiktion geworden. Die befragten Münchner Rektoren urteilten maßvoller.

Wer jedoch wie Döllinger argumentierte, dies taten viele, entzog sich der Frage, ob die enorm zunehmende Spezialisierung die Universität als *Universitas* beschädige und damit auch ihren Bildungsauftrag. Die Metapher Wissensbaum – viele bemühten ähnliche Organismus-Sprachbilder – schien jede fachliche Verästelung einzuhegen. Doch so harmonisch dieses Bild erscheinen mag, als Rektor Döllinger sich speziell an die Theologiestudenten im Auditorium wandte, ließ er sie nicht im Unklaren, was die Verbindung aller Fächer untereinander an existentieller Herausforderung für ihr Fach bedeute. Und auch für ihren Glauben. Er verwies auf die Geschichtsforschung. Seine Hörer wußten selbstverständlich, welche Probleme die katholische Kirche, und nicht nur sie, damals mit der historisch-kritischen Bibelforschung hatte und welche Brisanz darin für die katholischen Fakultäten lag. In Döllinger stand diese Sprengkraft als Person vor ihnen. Andere Theologen, einen Würzburger werden wir in diesem Kapitel noch kennenlernen, suchten in ihren Rektoratsreden ihr Fach für naturwissenschaftliche Forschungen und deren Herausforderungen zu öffnen, auch für die Provokation durch die damalige naturwissenschaftliche Evolutionsgeschichte.

Universitas litterarum als Grundlage des deutschen Universitätsmodells zu sehen, erzeugte also, selbst wenn man die Wissenschaft als einen Organismus entwarf, systematisch Druck, sich mit Forschungsergebnissen anderer Disziplinen auseinanderzusetzen. Der Theologe Döllinger tat es 1866 aus der Defensive. Sein Fach mußte sich öffnen für andere Fächer, um sich in die *Universitas litterarum* mit ihrem Forschungsimperativ einfügen zu können. Der Natur- und Ingenieurwissenschaftler Bauernfeind trat 1868 mit seiner Rede über den »Einfluss der exacten Wissenschaften auf die allgemeine Bildung und auf die technischen Fachstudien insbesondere« offensiv auf. Darin unterschied er sich nicht von den allermeisten seiner Kollegen aus den Naturwissenschaften an den Universitäten. Verwiesen sei nur auf Rudolf Virchows provokative Berliner Rektoratsrede von 1893, in der er (wie andere vor ihm) das naturwissenschaftliche Zeitalter ausrief⁷, oder auf des berühmten Berliner Physiologen Emil du Bois-Reymonds Kampfruf »Kegelschnitte! Kein griechisches Skriptum mehr!«⁸ Theodor Mommsen hat ihn

7 Rudolf Virchow: Die Gründung der Berliner Universität und der Uebergang aus dem philosophischen in das naturwissenschaftliche Zeitalter. Zu Virchows Reden s. Kapitel 3.

8 Emil du Bois-Reymond, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. Im Verein für wissenschaftliche Vorlesungen zu Köln am 24. März 1877 gehaltener Vortrag (Deutsche Rundschau XIII, 1877), in: Reden von Emil du Bois-Reymond. Band I, 567–629.

deshalb einen Banausen genannt.⁹ Bauernfeind teilte den Dominanzwillen von Naturwissenschaftlern – er wird im folgenden Bildungskapitel eingehender betrachtet –, formulierte ihn aber weniger schroff: »Die allgemeine Bildung aber, welche uns solches alles begreifen lässt, ist von den exacten Wissenschaften zu erholen: von der Mathematik, Physik und Mechanik, von der Chemie, Geognosie und Physiologie.« (23)

Der TH-Direktor hing in seiner Rede jedoch einer Vorstellung von »allgemeiner Bildung« an, welche die Universitätsrektoren in aller Regel dezidiert nicht aufriefen. Nicht »humanistische Bildung« mit dem Schwerpunkt auf das »Studium der alten Sprachen« (24), wie Bauernfeind sagte. Die Universitätsrektoren legten in ihren Reden Bildung inhaltlich ausdrücklich nicht fest. Sonst hätten sie nicht alle Fächer als gleichrangig in der Bildungsinstitution Universität anerkennen können. Wie im anschließenden Kapitel erörtert wird, definierten sie universitäre Bildung als die Fähigkeit, sich wissenschaftlich geleitet offenen Fragen zuzuwenden. Universitätsbildung als Problemlösungskapazität, erworben durch Einsicht in Forschung, jeder in seinem Fach. Dieser Bildungsbegriff, inhaltlich offen, auf die Beherrschung fachlicher Methoden ausgerichtet, war die Voraussetzung dafür, daß man die Universität nach dem deutschen Modell als eine Bildungsinstitution verstehen konnte, in der alle Fächer den gleichen Rang innehaben – weil sie forschen. Also bilden.

Die Universität als eine Bildungsinstitution der gleichrangigen Fächer. Dies bekundeten die Rektoren Jahr für Jahr aus Neue. Doch auch sie wußten selbstverständlich, daß naturwissenschaftliche Fächer die Entwicklung bestimmten, in der Wissenschaft wie außerhalb, und sie benötigten und erhielten erheblich mehr Geld. Dieses neue Ungleichgewicht bereitete den Rektoren Sorge. Zu spüren auch in der Rektoratsrede, die der Statistiker und Ökonom Georg von Mayr 1913 hielt: »Die Staatswissenschaften und ihr Standort im Universitätsunterricht«. Er ordnete sein Fach ausdrücklich ein in die *Universitas litterarum*, auf die es schon allein deshalb angewiesen sei, weil es als Glied der Staatswissenschaften den Gesamtbereich des ökonomischen und sozialen Lebens und auch »die soziologisch gearteten Disziplinen des Wissens vom Staat« einschließe (12). Jüngst seien etliche Untersuchungsfelder hinzugekommen wie Arbeitslosenversicherung, Arbeits- und Versicherungswissenschaft. Die Statistik galt ihm als ein Querschnittsfach, dessen Aufgabe er als die umfassende »Beobachtung sozialer Massen« bestimmte. In dieser anspruchsvollen Gestalt sah er es gefährdet durch eine Art Vernaturwissenschaftlichung der Staatswissenschaften. Sie würden aufgelöst in Teilbereiche, umfaßten nicht mehr das soziale und ökonomische Leben. Manche Statistiker seien dabei, durch Mathematisierung ihr großes »Wissensgebiet elendiglich zu verkleinern und zu verwüsten« (6), andere wollten »Werturteile« ausschließen und so »uns Nationalökonomern zu einer

9 In seiner Akademierede »Zur Feier des Geburtstags des Kaisers 20. März 1884, in: Sitzungsberichte d. K. P. Akad. d. Wiss. 1884, 245–253, 246. Mommsen nennt keinen Namen, zitiert aber das Bild mit den Kegelschnitten.

reinen Registrierungs- und Klassifizierungsarbeit [...] degradieren« (7). All das verbuchte er unter zu weitgehender »naturwissenschaftlicher Auffassung des Wirtschaftslebens« (7).

Mayr anerkannte die Berechtigung neuer Wissenschaftszweige in seinem Fachbereich, etwa die Arbeitswissenschaft, die gegenwärtig entstehe. Dieser »Neubildung von Wissenszweigen« durch »systematische Ausgliederung« und »Spezialisierung« billigte er eine »innere Entwicklungsnotwendigkeit« zu (10 f.). Doch wie läßt sich heute »Staatswissenschaften« definieren, fragte er, wenn auf ihrem bisherigen Fachgebiet eine Vielzahl neuer Wissenschaftsgebiete entstanden sind und künftig »das Fortschreiten der wissenschaftlichen Arbeitsteilung« (16) zu weiteren Ausgliederungen führen wird? Will man all diese Entwicklungen untereinander verbinden, was auch die Lehre erfordere, sei eine eigene Fakultät Staatswissenschaften notwendig, vielleicht, so meinte er, unter der »Zukunftsetikette ›sozialwissenschaftliche‹ Fakultät« (26).

Der Statistiker und Ökonom sah also in der fortschreitenden Arbeitsteilung und Spezialisierung einerseits die Gefahr des Übergriffs »naturwissenschaftlicher Auffassung« (7) auf gesellschaftswissenschaftliche Fächer, andererseits hoffte er, die neue Vielfalt in seinem Fachgebiet im Rahmen einer neuen Fakultät einzubinden. *Universitas litterarum*, zu der er sich bekannte, trat hier auf der Ebene der Universität als Störfaktor auf, wurde aber zugleich als Chance begriffen, in einer neuen Fakultät eine Art *Universitas* zweiten Grades zu erreichen. Zugespitzt: zweckmäßige *Universitas* in der Fakultät, problematische *Universitas* in der Universität als Gesamtheit.

Als der Physiker Wilhelm Wien 1925 und 1926 zweimal als Münchner Rektor sprach, hatte sich das Umfeld, in dem die Universitäten wirkten, gründlich verändert. Ganz überwiegend bewerteten die deutschen Hochschullehrer dies negativ. Der vertraute Immediatzugang der Universität zur Staatsführung schien vorbei, die meisten Professoren mißtrauten der neuen Staatsform, viele glaubten die Institution Hochschule, die sie kannten, gefährdet. Auch die Münchner Reden zeugen davon. Der erste Münchner Rektor in der Republik, ein Mediziner, sah in den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart eine Gefahr für die Universität und deren Verpflichtung zur empirischen Forschung. Er verurteilte das Synthese-Verlangen der Gegenwart, das auch sein Fach erfaßt habe. Die Universität müsse Forschungsstätte bleiben, mit Spezialisten als Lehrern, der Generalist sei »unakademisch«. ¹⁰ Er äußerte sich nicht dazu, was dies für die Universität als *Universitas* bedeute, doch er forderte ausdrücklich, keine »Zwangsvorlesungen«, sondern Beibehaltung des freien Studiums, dessen Erfolg erst im Abschluß-

10 Friedrich Müller: Konstitution und Individualität. Rektorat-Antrittsrede gehalten im Winter-Semester 1919 an der Universität München. München 1920, 14. Auch der nächster Mediziner im Rektoramt sprach über Synthese und Spezialisierung. Er betonte die Notwendigkeit enger Verbindung mit den Naturwissenschaften und forderte Kontakte auch zu den Geisteswissenschaften. Oswald Bumke: Eine Krisis der Medizin. Rede gehalten bei der Übernahme des Rektorats am 24. November 1928, München 1929.